

P

JOACHIM GAUCK

*Winter im Sommer –
Frühling im Herbst*

Erinnerungen

Aktualisierte Neuauflage

in Zusammenarbeit mit
Helga Hirsch

Pantheon

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Erste Auflage
Pantheon-Ausgabe März 2024

Copyright © 2009 by Siedler Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München,
nach einer Vrolage von Rothfos + Gabler, Hamburg,
unter Verwendung einer Fotografie von Jonas Maron

Lektorat und Satz: Ditta Ahmadi, Berlin

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-55495-1

www.pantheon-verlag.de

Inhalt

Eine kurze Bilanz nach fünfzehn Jahren:	
Vorwort zur Neuauflage	7
»Wo ich her bin ...«	15
Winter im Sommer	41
Gehen oder bleiben	65
Wege – Suche – Wege	107
Aufbruch in ein Missionsland	129
Kirche im Sozialismus?	151
Schwarze Pädagogik in rot	169
Zum Beispiel	189
Frühling im Herbst	205
Volkskammer: frei und frei gewählt	243
Aufbau ohne Bauplan	257
Turbulente Jahre	285
»Freiheit, die ich meine«	339
Berlin. Mai	351
3 Jahre später	355
Dank	367
Bildnachweis	368

Eine kurze Bilanz nach fünfzehn Jahren *Vorwort zur Neuauflage*

2009 war es, als ich das Manuskript von »Winter im Sommer, Frühling im Herbst« an den Siedler Verlag schickte, kurz vor meinem 70. Geburtstag. Hinter mir lag ein Leben voller Umbrüche. Begonnen hatte es noch in Zeiten des Krieges, stark geprägt wurde es in Jahrzehnten von Unfreiheit, schließlich angekommen ist es in einer freien Welt, was ich zeitweilig kaum noch zu hoffen gewagt hatte. Ich blickte – beglückt – zurück.

Das Erinnerungsbuch erhielt damals großen Zuspruch. Vermutlich, weil nicht nur Fakten ausgebreitet wurden, sondern ich mich auch zu meinen Gefühlen bekannte. Den Menschen im Osten brachte es eine Wiederbegegnung mit all den Sehnsüchten, Begrenztheiten, Konflikten und Nöten, die sie selbst erlebt hatten. Menschen im Westen vermochten sich in das repressive System einer kommunistischen Diktatur hineinzusetzen, auch wenn sie die DDR nie besucht hatten. Eingegangen in das Buch waren aber auch die Ambivalenzen der Anfangsjahre im wiedervereinten Deutschland: einerseits die Freude über die gewonnene Freiheit und Einheit, andererseits das Fremdeln vieler Ostdeutscher mit einer völlig anderen Wirklichkeit.

Für mich und viele andere überwogen damals zweifellos die Glücksgefühle; sie begegneten mir wieder, wenn ich das Buch nach fünfzehn Jahren erneut aufschlug. Ich war tief davon überzeugt, mich in einer gesicherten Gegenwart zu befinden und in eine sichere Zukunft zu schreiten. Trotz aller Mängel sah ich unser Land als einen stabilen und gefestigten Raum der Möglichkeiten. Ich würde, so oft wie ich es vermochte und wünschte, öffentlich für die Demokratie eintreten und im Übrigen meine Ruhe und Freiheit in einer offenen und liberalen Welt genießen.

Doch es sollte ganz anders kommen, im persönlichen Leben ebenso wie im politischen. Nicht Ruhe und Muße kehrten in mein Leben ein, vielmehr begann noch einmal ein völlig neuer und fordernder Lebensabschnitt. Mit 72 Jahren wurde ich für fünf Jahre (2012 bis 2017) zum Präsidenten der Bundesrepublik Deutschland gewählt. Ich war nicht einfach mehr ein Bürger unter Millionen, sondern wurde Repräsentant einer Gesellschaft, der ich in einer besonderen Weise verpflichtet war. Ich hatte viel zu lernen und mich auf völlig neue Horizonte einzustellen. Je mehr ich mit dem Amt vertraut wurde, desto deutlicher sah ich jedoch auch, dass die Aufgaben eines Bundespräsidenten zwar festgelegt sind durch das Grundgesetz. Doch in welchem Geist sie erfüllt werden und welche Schwerpunkte ein Präsident setzt, ist immer auch geprägt durch die Persönlichkeit, Interessen und Haltungen des Amtsinhabers. Und mir erschien es geradezu ein Gebot, jene Überzeugungen und Botschaften zu vermitteln, die mir aufgrund eines langen und ereignisreichen Lebens in zwei verschiedenen Systemen zugewachsen waren.

Im Unterschied zu vielen kritischen Intellektuellen war und ist meine Haltung gegenüber unserem Land nicht primär von Misstrauen, Scham und Distanz gekennzeichnet. Ich kenne diese Gefühle aus meiner Jugendzeit, ich habe sie intensiv selbst geteilt. Aber nach der Wiedererlangung der Einheit in Freiheit wollte und will ich auch immer wieder daran erinnern, dass Deutschland nicht nur geprägt ist von der tiefsten denkbaren Schuld, sondern ebenso von einem einst kaum vorstellbaren Gelingen. Die Menschen im Westen Deutschlands etablierten eine neue Herrschaft des Rechts, sie schufen eine stabile Demokratie mit einer aktiven Zivilgesellschaft und sorgten für Wohlstand und Teilhabe. Das Land kann nicht nur auf ein Wirtschaftswunder verweisen, sondern auch auf ein veritables Demokratiewunder. Es ist sicher nicht perfekt, aber es ist das beste Deutschland, das es je gegeben hat.

Den Menschen im Osten waren diese Erfahrungen verwehrt. Sie haben 56 Jahre – und nicht zwölf Jahre wie die Westdeut-

schen – in einem autoritären System leben müssen. Das System wollte keine aktiven Citoyens, sondern angepasste Mitläufer. Umso mehr überraschten die Ereignisse von 1989. Es stellte sich heraus, dass bei der Mehrheit der Ostdeutschen offenbar nur so etwas wie eine unüberzeugte Minimalloyalität gegenüber dem sozialistischen Staat geherrscht hatte, die Wünsche nach Teilhabe, Freiheit und Demokratie aber nie gänzlich erloschen waren. Und so meldeten die Ostdeutschen mit ihrer friedlichen Revolution nach über vier Jahrzehnten massenhaft ihren Anspruch auf demokratische Rechte an und erhoben sich zum Souverän: »Wir sind das Volk«. Mit diesem schönsten Satz der deutschen Demokratiegeschichte erlebten sie nicht nur eine Selbstermächtigung, sie schrieben ein unerwartetes deutsches Kapitel der europäischen Freiheitsgeschichte.

Es gab und gibt also einen doppelten Grund, warum ich meinen Landsleuten immer wieder zurufe, sie möchten doch bitte an das glauben, was sie selbst – als ganz normale Bürger – geschaffen haben. Sie sollten sich darüber freuen und den Stolz darauf nicht den Figuren am rechten Rand überlassen. Denn der Stolz der Rechten speist sich aus einem nationalistischen Überlegenheitsgefühl, aus Ressentiment und Verachtung der »Anderen«. Ein aufgeklärter Stolz dagegen stützt sich auf die eigenen Fähigkeiten und Leistungen und erwächst aus einem Gefühl der Dankbarkeit für das Errungene. Er schenkt Selbstvertrauen und vermittelt Zuversicht für weiteres Gelingen.

Das gilt auch und gerade für die Ostdeutschen. Es kann nicht bestritten werden, dass selbst mehr als dreißig Jahre nach der Wiedervereinigung Ostdeutsche noch nicht gleichgestellt sind. Ja, sie verdienen immer noch weniger als die Menschen im Westen, sind seltener in Spitzenpositionen von Politik, Wirtschaft und Kultur anzutreffen. Doch wer behauptet, das Selbstverständnis der Ostdeutschen sei primär durch Benachteiligungen und westliche Medienignoranz geprägt, spricht ihnen einen Opferstatus zu, der dort mehrheitlich immer öfter auf Ablehnung stößt. Mindestens zwei Drittel der Ostdeutschen haben nicht nur unglaubliche Anpas-

sungsleistungen vollbracht, sondern für zahlreiche Erfolgsgeschichten gesorgt. Zudem beginnen diejenigen, die kurz vor oder nach dem Umbruch geboren wurden, sich kritisch mit der DDR auseinanderzusetzen und machen für die Probleme in den neuen Bundesländern nicht automatisch einen dominanten Westen verantwortlich; vielmehr fragen sie nach den Spätfolgen der Diktatur, nach erfahrenen Entfremdungen, nach andauernden autoritären Prägungen. So wächst auf unterschiedliche Weise ein neues ostdeutsches Selbstbewusstsein – eben eines, das nicht Kränkungen pflegt, sondern auf Selbstermächtigung setzt. Und das trotz widriger politischer Umstände.

Es ist vielfach beschrieben und diagnostiziert worden: Wir leben in Zeiten von Polykrisen, Krisen, die nicht aufeinander folgen, sondern sich überschneiden, manchmal gegenseitig verstärken und uns auf teils erschreckende Weise mit den Versäumnissen unserer Politik konfrontieren. In Folge der Coronapandemie wurde uns so recht bewusst, in welchem hohen Maße wir wirtschaftlich in vielen Bereichen von China abhängig sind. In Folge der russischen Invasion in die Ukraine 2022 erkannten wir erschrocken, dass die europäische Sicherheit ernsthaft gefährdet ist und Deutschland seine Verteidigungsbereitschaft sträflich vernachlässigt hat. Gleichzeitig ist Amerika in seiner Rolle als Führungsmacht einer liberalen, regelbasierten Ordnung geschwächt, während China und Russland und weitere autoritäre Staaten in Asien, im Nahen Osten, in Afrika und Lateinamerika auf eine Neugestaltung von Einflussphären setzen. Die alte Weltordnung, wie wir sie über Jahrzehnte kannten, existiert so nicht mehr, eine neue ist noch nicht in Sicht. In der Übergangszeit müssen wir mit der Instabilität leben lernen.

Zu den geopolitischen Unsicherheiten gesellten sich weitere große ungelöste Probleme. Wie kann es den Demokratien gelingen, den globalen Klimawandel zu verlangsamen? Wie kann dem Terrorismus Einhalt geboten werden? Werden wir die Folgen der digitalen Revolution und der Künstlichen Intelligenz meistern? Gelingt es, Migration sinnvoll zu regeln? Ist unsere Gesellschaft

also zukunftstauglich? Und tun wir genug, um zu verhindern, dass weitere Teile der Gesellschaft aus Enttäuschung und Wut über die herrschende Politik nach Antworten bei populistischen oder sogar rechtsradikalen Bewegungen suchen?

Besonders der unkontrollierte Flüchtlingszustrom seit 2015 hat den extremen Rändern Auftrieb gegeben und die Parteienlandschaft in Deutschland und anderen europäischen Staaten nachhaltig verändert. Größere Wählergruppen wanderten nach rechtsaußen, weil die Regierenden nicht vorbereitet waren für wirksame Steuerungen in der Flüchtlingspolitik. Und auch die grundlegende Frage nicht erörterten: Wieviel Fremdheit kann eine Einwanderungsgesellschaft zulassen, ohne dass sich bedenklich viele Menschen von einer liberalen Grundhaltung verabschieden?

Deutschland hat eine hohe Bereitschaft zur Aufnahme von Flüchtlingen gezeigt. Und wohl kaum jemand in Deutschland dürfte noch bezweifeln, dass unser Land aus wirtschaftlichen Gründen Zuwanderung braucht. Allerdings hat die Politik unterschätzt, dass die Aufnahme von Migrant*innen irgendwann nicht nur an logistische, sondern auch an mentale Schranken stößt. Nicht alle Menschen sind gleichermaßen offen gegenüber Fremden, nicht alle fühlen sich in einer Gesellschaft zunehmender Vielfalt wohl. Wissenschaftliche Untersuchungen haben ergeben, dass etwa ein Drittel der Bevölkerung in den europäischen Staaten (in den USA sogar über vierzig Prozent) relativ stabil mit einer autoritären Disposition ausgestattet ist, die sie Einheit und Sicherheit mehr schätzen lässt als Freiheit und Vielfalt. Diese Menschen möchten am liebsten nur unter Ihn*en gleichem leben und an vertrauten Traditionen, Normen, Hierarchien und Orten festhalten. Und dies umso mehr, je stärker sie sich durch die Umstände verunsichert fühlen. Es war nur folgerichtig, dass Populisten zu Nutznießern von Verunsicherungen wurden, die die demokratischen Parteien und Regierungen nicht aufzufangen vermochten.

Als Wasser auf die Mühlen der Populisten erwies sich auch ein forciert*er Multikulturalismus, der sich weigerte wahrzunehmen,

dass einige Migranten nicht automatisch belebende und bereichernde Neuerungen mit sich bringen, sondern auch verstörende Haltungen. Zu lange wurden Eingewanderte selbst dann von Kritik verschont, wenn sie wegen frauenfeindlichen Verhaltens, der Unterstützung demokratiefeindlicher Herrscher oder wegen fundamentalistischer Haltungen aufgefallen waren. Dass importierter Antisemitismus neben dem traditionell rechten deutschen Antisemitismus ebenfalls zu einer Gefahr für ein plurales Zusammenleben geworden ist, stellten viele erst aufgeschreckt fest, als Tausende von Migranten nach dem Massaker an israelischen Zivilisten im Oktober 2023 die palästinensische Terrororganisation Hamas auf deutschen Straßen als Befreiungsbewegung priesen – unterstützt von Bewegungen aus dem Intellektuellen- und Künstlermilieu, die von der postkolonialen Theorie geprägt sind.

Ich gestehe: Mein Geschichtsoptimismus von einst hat sich angesichts dieser Entwicklung stark relativiert. Jedenfalls ist mit der verstörenden Drift nach rechtsaußen und zu den islamistischen Strömungen die Gewissheit verloren gegangen, dass unsere liberale Demokratie durchgängig stabil und unverwüstlich ist. Weder schützen uns Verfassungen automatisch davor, dass autoritäre Politiker an die Macht kommen (sie können ja mehrheitlich gewählt werden), noch können Verfassungen eine Aushöhlung der demokratischen Prinzipien letztlich verhindern (illiberale Veränderungen können mit parlamentarischen Mehrheiten beschlossen werden). Aber statt über die zweifellos vorhandenen Gefahren zu klagen und der Entwicklung tatenlos zuzusehen, möchte ich dazu aufrufen, die Kräfte zu mobilisieren und nach Lösungen zu suchen: nicht durch Rückfall in autoritäre Denkmuster und Strukturen aus angeblich verlorenen goldenen Zeiten, sondern mit politisch-praktischen Innovationen, die den neuen Gegebenheiten Rechnung tragen. Unsere liberale Demokratie muss allein schon deshalb verteidigt werden, weil uns bis jetzt kein überzeugendes alternatives Modell zur Verfügung steht.

Glücklicherweise erlaubt mir meine Gesundheit, mich auch nach der Präsidentschaft weiter in die politischen Debatten einzu-

mischen und als Bürger für die Demokratie zu streiten, in Vorträgen, Interviews und in Publikationen. Im Jahr 2019 erschien in Zusammenarbeit mit Helga Hirsch das Buch »Toleranz – einfach schwer«, um in Zeiten wachsender Intoleranz eine Haltung einzufordern, ohne die eine offene Gesellschaft überhaupt nicht denkbar ist. Und 2023 schrieb ich – wieder in Zusammenarbeit mit Helga Hirsch – »Erschütterungen. Was unsere Demokratie von außen und innen bedroht«: eine Analyse der Gefahren, die von einem expansiven Russland ebenso ausgehen wie von den Destabilisierungsfaktoren der liberalen Demokratie im Innern. Diese Analysen konnten 2009 in mein Erinnerungsbuch noch nicht eingehen. Sie sind als Fortschreibung meiner politischen Auffassungen zu lesen, wie ich sie in meinen Erinnerungen dargelegt habe und wie sie jetzt in der Pantheon-Fassung neu aufgelegt werden. Dafür bin ich dem Verlag dankbar.

Ich weiß nämlich aus eigener Erfahrung, dass Geschichte am Beispiel einer Biografie unter Umständen eindringlicher erfahren werden kann als durch eine wissenschaftliche Abhandlung. Und so wünschte ich, meine Erinnerungen könnten als Negativfolie dienen und Nachgeborenen vermitteln, was autoritäre, totalitäre Herrschaft bedeutet: Was es heißt, KEINE Menschen- und Bürgerrechte zu besitzen, KEINE Versammlungs- und Meinungsfreiheit, KEINE unabhängigen Gerichte, KEINE selbstverwalteten Interessenvereinigungen, KEINE Freiheit der Medien. Ich wünschte, die jungen Menschen und diejenigen, die nie in Unfreiheit leben mussten, könnten eine liberale Demokratie neu oder wieder zu ihrer inneren Überzeugung machen. Denn wir, die Bürger, sind es doch, die die Freiheit entweder verspielen oder verteidigen und bewahren. Mag sie auch nicht frei von Mängeln sein, so bleibt die Demokratie doch die beste Regierungsform, die wir kennen, und weltweit Zufluchts- und Sehnsuchtsziel der Unterdrückten.

»Wo ich her bin ...«

Wenn ich den Sommer besuchen will, habe ich es nicht weit. Auf dem Fischland, östlich von Rostock an der mecklenburgischen Küste, kühlt er seine Hitze zwischen Ostsee und Bodden. Dort, wo das Land zwischen den beiden Wassern auf gerade einmal fünfhundert Meter zusammenschumpft, liegt das Ostseedorf Wustrow.

Von hier stammen die ersten Erinnerungsbilder, die meine Seele aufbewahrt, denn hier verbrachte ich die ersten fünf Jahre meines Lebens: das Gesicht der Mutter über mir, das Haus, der Baum, der Himmel – hell. Das große Wasser, die Großmutter, der Himmel – dunkel. Die kleine Schwester, Kindertränen, Kinderglück. Alles war zum ersten Mal.

Aber immer, wenn ich mich erinnere, gibt es ein erstes Bild. Ich bin zwölf Jahre, besuche Tante Marianne, eine Freundin meiner Mutter. Sie wohnt mit ihren beiden Kindern in einem uralten Fachwerkhaus am Bodden. Im vorderen Bereich der dunklen Diele mit dem Lehmfußboden sind die Ställe, hinten liegen die Küche und die Zimmer. In der Diele streichen Katzen herum, Schwalben fliegen ein und aus, unter dem Gebälk haben sie ihre Nester gebaut.

Das Haus gehört Opa Konow, Tante Mariannes Vater, einem Mecklenburger Urgestein. Sein kleines Holzboot, eine Polt, liegt fünfzig Schritte entfernt im »Hafen«, einer kleinen Ausbuchtung im Schilfgürtel am Rande des Grundstücks. In diesem Boot lerne ich rudern und – da man es schnell in ein Segelboot verwandeln kann – auch segeln. Man holt damit Heu von einer Boddenwiese oder von der gegenüberliegenden Kreisstadt das Bindegarn, das für die Mähmaschine gebraucht wird. Opa spricht natürlich Plattdeutsch, mit Einheimischen und Fremden gleichermaßen, gelegentlich auch mit dem Wind, wenn der es »tau un tau dull« treibt

mit dem kleinen Holzboot – nicht, dass man noch beidrehen und reffen muss!

Wenn sein Enkel Burckard und ich »anstellig« sind, kriegen wir ein gutes Wort und später in der Bauernküche Leckmilch, einen fast körnigen Quark. Wahrscheinlich buttert Tante Marianne gleich. Ich entwickle einen regelrechten Heißhunger auf die frische, mit winzigen Wasserteilchen behaftete sattgelbe Butter aus dem Fass, die Tante Marianne am Abend verschwenderisch auf ein Stück Schwarzbrot schmiert. Wir sind immer hungrig, denn wir sind immer draußen, bei Wind und Wetter, auf dem Hof, auf den Wiesen und auf dem Wasser.

An diesem Tag zieht ein Gewitter auf, was nicht allzu oft geschieht, denn meist, so die Alten, zögen die Gewitter am Fischland vorbei, wegen der Lage zwischen den Wassern. Aber wenn es kommt, dann mächtig. Mein Freund und ich rennen in die Laube gegenüber der Küche, wir erschauern, wenn die Blitze den Himmel zerreißen, und hören dem Regen zu, der laut auf das Laubendach trommelt und leise in den weichen Lagen des Rohrdachs gegenüber versickert.

Es ist so dunkel geworden, dass in Tante Mariannes Küche jetzt Licht brennt. Ich sehe sie dort hantieren, die Oberseite der Küchentür steht offen. Gern würde ich ihre Augen sehen – mir war immer, als würden ihre Augen ja sagen zum Leben. Sie haben das sicher immer und überall getan, aber in diesem Sommer bin ich es, der in den Blick dieser Augen gekommen ist. Ich spüre: Ich bin einer, der dazugehört. Tante Marianne hat mich geborgen. Jetzt blickt sie auf, sieht zu uns hinüber in die Laube, sie lächelt und winkt, wahrscheinlich gibt es gleich Abendbrot.

Morgen würde das Gewitterdunkel weitergezogen sein, Tante Marianne würde uns mitnehmen in die Wustrower Kirche. Jeden Mittwoch ist hier Sommerabendfeier, ein Abend bestimmt von der Musik durchreisender Künstler, vom Klang der Orgel und immer demselben Lied zum Schluss. Ich werde es schnell auswendig kennen:

Der Tag nimmt ab. Ach schönste Zier,
Herr Jesu Christ, bleib du bei mir,
es will nun Abend werden.
Lass doch dein Licht
auslöschen nicht
bei uns allhier auf Erden.

Während wir mit unseren Fahrrädern am Bodden entlang zurückfahren unter unser Dach, summe ich die Melodie vor mich hin. Heute schlafen Burckard und ich im früheren Kälberstall neben der alten Scheune. Es gibt kein Licht und keine Betten, wir liegen auf Stroh bei Mäusen und Fledermäusen, wir sind mutige große Jungs. Die Tür zum Hof steht offen, der Himmel ist klar, wenn ich den Kopf wende, sehe ich die Sterne. »Der Tag nimmt ab ... lass doch dein Licht auslöschen nicht ...« – da bin ich eingeschlafen.

Heimat, so hörte ich den Rostocker Schriftsteller Walter Kempowski gut dreißig Jahre später im Westrundfunk sagen, Heimat sei für ihn der »Ort früher Leiden«. Ich weiß noch, wie ich mich dagegen auflehnte. Für mich war Heimat frühes Glück. Erst zwanzig Jahre später sollte ich begreifen, dass mein Glück im Sommer 1952 eng mit dem Unglück ein Jahr zuvor verbunden war. Tante Marianne hatte mich aufgenommen, nachdem mein Vater abgeholt worden war und spurlos verschwand. Wegen des dunklen Sommers ein Jahr zuvor hat der Sommer bei Tante Marianne alle früheren Bilder überstrahlt.

Als meine Familie nach Rostock zog, blieb Wustrow für mich ein Zufluchtsort, ein tröstlicher Bezugspunkt ein ganzes Leben lang: Als ich jung war und jetzt, da ich in die Jahre gekommen bin; als ich noch allein lebte und als ich verheiratet war; als ich ein Kind war und als ich Kinder hatte. Noch heute umfängt mich das Gefühl einer ganz besonderen Wärme und innere Freude, wenn ich, von Rostock kommend, auf das Fischland abbiege, parallel zur See nach Nordosten fahre, wenn dann in der Ferne der Kirchturm von Wustrow auftaucht und ich rechter Hand hinter Wiesen

und Schilf den Bodden weiß. Auch wenn ich nur zu Besuch komme, fühle ich: Hier bin ich zu Hause.

Dabei waren wir doch Zugezogene, ansässig erst seit 1938, als meine Eltern Joachim und Olga Gauck nach ihrer Heirat eine Haushälfte gegenüber der Seefahrtsschule in der heutigen Parkstraße mieteten, die damals Adolf-Hitler-Straße hieß. Wirklich fremd waren sie allerdings nicht, denn beide waren Mecklenburger, mein Vater zumindest ein halber, denn sein Vater stammte aus Sachsen. Mein Vater hat in Wustrow die Seefahrtsschule besucht und sie zunächst mit dem Steuermanns-, 1940 mit dem Kapitänspatent A 6 beendet: Kapitän auf großer Fahrt. Als Kapitän ist er im Krieg allerdings nicht mehr gefahren; herumgekommen auf den Weltmeeren war er allerdings schon seit der Zeit, da er, gleich nach dem Abitur, als Schiffsjunge auf der Viermastbark »Gustav« angeheuert hatte. Im Familienalbum finden sich Bilder aus Australien, Afrika, Skandinavien und von Sumatra. Zuletzt arbeitete er in der Reederei Ferdinand Laeisz in Hamburg und holte auf Fruchtschiffen Bananen und andere Südfrüchte aus Afrika.

Meine Mutter scheint ihn bei einem seiner Landgänge regelrecht gekapert zu haben. In der Familie wurde jedenfalls kolportiert, dass die junge Olga Warremann den immerhin schon 31-Jährigen nach der Rückkehr aus Kamerun bei der Hamburger Reederei abgeholt und erwartungsvoll gefragt habe:

»Hast du meinen Brief bekommen?«

Mein Vater wusste von keinem Brief.

»Dann weißt du nicht, dass wir morgen in Blankenese heiraten?«

Offensichtlich musste mein Vater nicht lange überlegen.

So kam es, dass, als mein Vater zum Militär eingezogen wurde, meine Mutter nach Wustrow zog. Dort lebte ihre Schwiegermutter Antonie Gauck, die sich hier ein Haus an der Ostsee bauen lassen. Als Tochter eines Ackerbürgers mit kleinem Viehhandel in der mecklenburgischen Kleinstadt Penzlin verfügte sie zwar über ein Erbe, aber über keine laufenden Einkünfte. So wollte sie Sommergäste beherbergen, um sich den Lebensunter-



Sommer 1952 mit Burckard und Tante Marianne. Sie hat mir ein Zuhause im ersten Sommer gegeben, den meine Geschwister und ich ohne den Vater verbringen mussten.

halt zu sichern. Die Leute im Dorf sagten: »De Fru iss woll nich klauk, will sick dor'n Huus hen bügen«, denn das Haus lag unmittelbar an der See, weit vor allen anderen Häusern des Ortes. Doch 1936 stand das Gebäude, groß genug, um nicht nur die eigene Wohnung, sondern auch Raum für einige Feriengäste zu bieten.

Großmutter Antonie hatte sich scheiden lassen, als mein Vater ein kleiner Junge war. Niemand wusste, warum. Niemand, auch nicht der eigene Sohn, hatte je ein Bild ihres Mannes, seines Vaters, gesehen. Bekannt war allein, dass er aus Dresden stammte und Apotheker gewesen war. Weder Fragen noch gar Gerüchte konnten die stolze Mecklenburgerin zum Reden bringen. Sie verweigerte jede Auskunft, verbannte jede Erinnerung und entledigte sich schleunigst seines Namens. Wie sehr sie ihn abgelehnt haben muss, konnte mein Vater ahnen, als sie sich einmal bei einem Spaziergang zu dem inzwischen erwachsenen Sohn umdrehte und es ihr erschrocken entfuhr: »Mein Gott, du siehst ja aus wie dein Vater!« Antonie hat niemals wieder eine Beziehung zu einem Mann geknüpft, vielmehr meiner Schwester Marianne

schon im Schulmädchenalter eingimpft: »Lass dir nie von Männern imponieren!«

Auf letztlich ungeklärte Weise stellte diese herbe, sehr entschlossene und eigensinnige Frau auch ohne Mann etwas dar. Mit einigen repräsentativen Möbeln aus der Kaiserzeit und einem Schrank voller Bücher gab sie sich einen bürgerlichen Anstrich; meine Mutter mag sie gelegentlich als arrogant und dominant empfunden haben. Sie wisse sehr viel, und man könne einiges von ihr lernen, schrieb meine Mutter jedenfalls an ihre Schwester Gerda, aber wenn Oma Gauck nicht in ihre Schranken gewiesen werde, mische sie sich permanent ein. Sie hat zur Schwiegermutter eine gewisse Distanz gehalten.

Meine Mutter war selbst eine eigenständige Frau, eine gelernte Bürofachfrau, in praktischen Dingen außerordentlich beschlagen und nicht bereit, sich in Fragen des Haushalts und der Kindererziehung unterzuordnen. Ihre Eltern Franz und Luise Warremann stammten vom Land. Ihr Vater war in Kukuk geboren, wo auch immer das liegen mag, ihre Mutter in Kassebohm bei Rostock.

Oma Warremanns Eltern waren bettelarme Landarbeiter. Als sie klein war, mussten jeweils zwei Kinder in einem Bett schlafen; bei den gemeinsamen Mahlzeiten gab es Stühle nur für Vater und Mutter, die Kinder standen um den Tisch herum. Die Schule hat Oma Warremann gerade einmal bis zur siebten Klasse besucht, dann musste sie arbeiten gehen. Über die Armut hat sie aber nicht ein einziges Mal geklagt. Sie erzählte vielmehr, wie sie sich Weihnachten freute über die kleinen Geschenke oder welch großes Erlebnis es war, mit zehn oder zwanzig Pfennig zu Fuß zum Pflingstmarkt nach Rostock zu gehen, um dort eine Waffel zu erstehen oder einmal mit dem Karussell zu fahren.

Mit sechzehn Jahren heiratete meine Großmutter den Maurergesellen Franz Warremann und zog mit ihm in eine Mietwohnung nach Rostock. Tochter Olga, meine Mutter, wurde 1910 geboren, Sohn Walter einige Jahre früher, Tochter Gerda einige Jahre später. Die Armut dauerte in der Ehe zunächst an. Oma erzählte, dass Opa zu Beginn der Weimarer Republik am Wo-

chenende mit einem Rucksack voller Geld nach Hause gekommen sei, dieses Geld aber, wenn sie es nicht gleich in Ware umgesetzt habe, in der folgenden Woche schon wertlos gewesen wäre.

Glücklicherweise qualifizierte sich Großvater Warremann in den dreißiger Jahren zum Baumeister und begann, mit einem Betonmischer, ein paar Schubkarren und einigen Arbeitern ein Unternehmen zu betreiben: Franz Warremann, Baugeschäft. Auf alten Bildern sieht man ihn mit seinem Bierbauch stolz vor einem Opel stehen. Er hatte den Aufstieg geschafft. Ende der dreißiger Jahre errichtete er ein eigenes Haus im Rostocker Vorort Brinckmansdorf, ruhig gelegen, mit Garten und Blick über die Felder. Dieses Haus blieb für alle drei Warremann-Kinder, selbst als sie schon Familien hatten, ein Bezugspunkt und Zufluchtsort. Auch ich habe mehrfach in diesem Haus gelebt.

Mutters Familie hielt untereinander engen Kontakt. Besonders eng waren die Beziehungen meiner Mutter zu ihrer Schwester Gerda; es schien, als hätten sie sich in lebenswichtigen Fragen abgesprochen: Sie heirateten im Abstand von wenigen Wochen, in beiden Fällen waren die Auserkorenen keine Einheimischen. Außerdem gebaren sie ihre Kinder jeweils kurz hintereinander, mein Cousin Gerhard, der älteste Sohn meiner Tante Gerda, ist nur fünf Monate älter als ich.

In ihrem Wesen gab es allerdings Unterschiede. Die blonde, kurzhaarige Gerda, da waren sich alle einig, sei die hübschere der beiden Schwestern; die dunkelhaarige Olga, genannt Olly, die klügere. Gerda galt als die bessere Ehefrau, Olly als die bessere Mutter. Sollte irgendeine Rivalität zwischen den Frauen existiert haben, so blieb sie uns Kindern verborgen; vorherrschend waren ihre Vertrautheit und Solidarität, die auch andauerten, als sie – beide ihrer Männer wegen – in unterschiedliche Orte zogen: Gerda nach Saarbrücken, Rostock, Kiel und Memel, Olly nach Wustrow.

Wustrow war nicht irgendein Dorf. Es hatte Bedeutung gewonnen durch die 1846 errichtete »Großherzogliche Navigationsschule zu Wustrow«, die erste staatliche Seefahrtsschule in Mecklenburg. Die Seeleute brachten große Muscheln von fernen

Küsten mit, Porzellan aus Japan und China, Keramik aus England, und ihre Frauen schmückten die guten Stuben mit Bildern der Schiffe, auf denen ihre Männer als Kapitäne fuhren. Schüler und Lehrer am Ort wechselten, nicht wenige aber heirateten Frauen vom Fischland und blieben. So verwob sich Bodenständigkeit mit einem Hauch von Weltläufigkeit.

Kapitäne gab es seit alter Zeit reichlich in Wustrow. In der Segelschiffszeit besaß der Ort eine für damalige Verhältnisse beachtliche Flotte. Als Ende des 19. Jahrhunderts die Dampfschiffe die Segler verdrängten, entwickelte sich ein sehr bescheidener Tourismus, auch wenn die Anreise zunächst äußerst beschwerlich war. Bis 1929 die Fischlandchaussee gebaut wurde, gelangte man ausschließlich mit dem Schiff von Ribnitz aus über den Bodden nach Wustrow. Mit einem Segelboot oder einem Dampfer wurden Badegäste, Kühe, Schafe, Schweine und Post zwei Mal am Tag innerhalb einer Stunde übergesetzt. Noch nach dem Krieg standen die Jungen an der Anlegestelle, um das Gepäck der Feriengäste mit Schubkarren oder Ziehwagen in die Pensionen zu transportieren. Auch ich habe mir so gelegentlich in den Schulferien Taschengeld verdient.

Einer der Höhepunkte des Sommers war seit Generationen das Tonnenabschlagen, ein Volksfest in den Dörfern rund um den Bodden, das nicht zuletzt eine so große Bedeutung gewann, weil Schützenfeste und andere ländliche Traditionen von den Kommunisten aus den Dörfern verbannt worden waren. Wie aus der Zeit gefallen war dieses Volksfest – ohne FDJ- und Pionierumzüge, ohne sozialistische Lieder und Reden von Parteifunktionären. Stattdessen ein Umzug mit geschmückten Pferden und Reitern, mit Auszeichnungen aus der Vorkriegszeit, einem Ritual, das dauerhaft blieb, mochten sich die Zeiten und Flaggen auch wandeln. Ursprünglich hat man mit dem Fest die Ablieferung der letzten Heringstonne an die Schweden gefeiert, die Teile Mecklenburgs und Vorpommerns bis ins 19. Jahrhundert besetzt hielten. Im Laufe der Zeit ist daraus ein beliebtes Volksfest geworden, ein Wettkampf zu Pferde, bei dem im Galopp auf ein Heringsfass

in drei bis vier Meter Höhe eingeschlagen werden muss, bis es zerbricht. Und der siegreiche Tonnenkönig stößt an: »Hoch Fischlands Art und Sitte / Und alter Feste Brauch!«

Es hatte etwas Tröstliches für die, die am Rande in bunten Sommerkleidern zuschauten, und für die, die mit schweren Holzknüppeln gegen das Fass schlugen. Es machte Spaß, es war schön, es war »unsers«, und alle wünschten sich: So soll es bleiben.

Für Touristen gewann Wustrow noch an Attraktivität durch das vier Kilometer entfernte Ahrenshoop. Wegen seiner Abgeschlossenheit und eigenwilligen Melancholie hatte dieses Küstendorf seit Ende des 19. Jahrhunderts Maler und Schriftsteller angezogen und sich wie Worpsswede zu einer Künstlerkolonie entwickelt. Hier arbeiteten unter anderen die Maler Paul Müller-Kaempff und Erich Heckel. In der Nähe erwarb auch der Bildhauer Gerhard Marcks ein Haus; zunächst pendelte er zwischen Berlin und dem Fischland; nachdem die Nationalsozialisten ihn als Professor entlassen, große Teile seiner Arbeiten beschlagnahmt und zur entarteten Kunst erklärt hatten, zog er sich bis Kriegsende gänzlich hierher zurück. Nur wenig entfernt von ihm ließ sich der Maler Fritz Koch-Gotha nieder, der berühmte Illustrator der »Häschen-schule«. Er fand seine letzte Ruhestätte auf dem Friedhof von Wustrow, ebenso Dora Menzler, die Gymnastiklehrerin aus Leipzig, die 1908 eine Schule für Bewegung und Musikerziehung gegründet hatte und den Unterricht in den Sommermonaten nach Wustrow verlegte. 1933 gab Dora Menzler die Leitung der Schule ab, weil sie als Halbjüdin deren Schließung fürchten musste. Doch ihre Arbeit blieb im Gedächtnis. Noch nach dem Krieg hörte ich immer wieder von den »Hüppers«, den jungen Frauen, die nackt am Wustrower Strand getanzt hatten. Sie hatten die Freikörperkultur für sich entdeckt, die in DDR-Zeiten am Ostseestrand trotz des phasenweisen Widerstands der prüden kommunistischen Herrschaft äußerst populär blieb.

In Wustrow selbst lebten die Maler Hedwig Holtz-Sommer und ihr Mann Erich Theodor, genannt ETH. Mein Schulfreund Christian Gätjen lernte von ihnen auf vielen gemeinsamen Wan-

derungen und blieb ihnen mit seinen Blumen- und Landschaftsbildern treu bis zu seinem frühen Tod 2008.

In dieser Welt bin ich aufgewachsen. Meine Mutter hatte mich am 24. Januar 1940 in einer Rostocker Klinik zur Welt gebracht. Auf der Heimfahrt blieb das Auto meines Großvaters etwa einen Kilometer von unserer Wohnung entfernt in einer Schneewehe stecken, ein Militärfahrzeug musste uns aus den Schneemasen befreien. Es war ein kalter Winter, Eisbrecher hielten nur mit Mühe die Fahrrinne über die Ostsee nach Dänemark frei, Südschweden meldete vier Meter hohe Schneewehen.

Besonders denen, die aus den Städten kamen, erschien das Dorfleben friedfertig, auch wenn Krieg war. Da waren die kleinen Häuser, die neugotische Kirche, von deren Turm aus der Ort von der Ostsee bis zum Bodden zu überblicken war, der ewige Wind, der durch die Pappeln und Linden fuhr, über die Felder und Dünen. Und wenn der Wind stärker wurde, war da die laute, bedrohliche Brandung, die manchmal so wütend tobte, dass sie Menschenopfer forderte oder Schiffe auf den Strand warf – wie 1965 die »Stinne«, einen dänischen Zwei-Mast-Schoner, der nicht mehr frei geschleppt werden konnte.

Mein Vater wurde bald zur Kriegsmarine eingezogen und war fast nie bei uns. Aber ich fühlte mich dennoch geborgen, unsere dreiköpfige Restfamilie war keineswegs allein. Oma Antonie wohnte nur wenige Minuten entfernt, außerdem traf sich meine Mutter trotz Krieg und Not regelmäßig mit anderen Kapitänsfrauen zu einem Kränzchen. Wir waren immer viele, denn Familien mit fünf Kindern waren keine Ausnahme. In meiner Erinnerung waren es heitere Treffen. Wenn die Frauen Angst um ihre abwesenden Männer gehabt haben, so haben wir Kinder nichts davon gespürt.

Ich sei, sagt meine anderthalb Jahre jüngere Schwester Marianne, Mutters Liebling gewesen. Dafür sprechen auch die kurzen Kommentare, die meine Mutter zu Fotos aus meinem ersten Lebensjahr verfasste. Nach den Erzählungen, die im Familienkreis weitergetragen wurden, dürfte der kleine Junge jedoch eine recht



Kriegssommer 1940 im Garten unserer Wustrower Wohnung in der damaligen Adolf-Hitler-Straße. Ich bin umgeben von den drei Frauen, die über die ersten Jahre meines Lebens wachten: Großmutter Antonie hält mich auf dem Schoß, flankiert von meiner Mutter (links) und Großmutter Warremann (rechts), ganz links unsere Nachbarin.

gespaltene Haltung zu dieser Frau gehabt haben. Er soll als Säugling und kleines Kind viel geschrien haben, weil er nicht genug zu trinken und zu essen bekam. Seine Mutter hatte wie Hunderttausende anderer deutscher Frauen wohl gelesen, was Johanna Haarer in ihrem Buch »Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind« für die Säuglingspflege empfahl: Wenn das Kind schreie und als Beruhigungsmittel auch der Schnuller versage, »dann, liebe Mutter, werde hart! Fange nur ja nicht an, das Kind aus dem Bett herauszunehmen, es zu tragen, zu wiegen, zu fahren oder es auf dem Schoß zu halten, es gar zu stillen.« Später fand ich dieses Buch in unserem Bücherschrank. »Auch das schreiende Kind muss tun, was die Mutter für nötig hält, und wird, falls es sich weiterhin ungezogen aufführt, gewissermaßen »kaltgestellt«, in einen Raum verbracht, wo es allein sein kann und so lange nicht

beachtet, bis es sein Verhalten ändert. Man glaubt gar nicht, wie früh und wie rasch ein Kind solches Vorgehen begreift.«

Meine Mutter muss die Anweisungen genau befolgt haben. Regelmäßig wurde der kleine Junge in seinem Kinderwagen hinausgeschoben auf die Wiese neben dem Haus. Entgegen Johanna Haasers Vorhersage aber scheint er sich keineswegs rasch und klaglos dem Mutterwillen unterworfen zu haben, denn er hat – so wurde kolportiert – weiterhin erbärmlich geschrien. Das Schreien stärkte die Lungen, beruhigten sich damals die Mütter, es sorgte dafür, dass das Kind gesund bleibe. So kam es, dass der unbeachtete und ungesättigte kleine Junge ständig Ausschau hielt, wo es etwas zu essen oder zu trinken gab. Als dann sehr schnell ein zweites Baby, meine Schwester Marianne, kam, griff der Kleine, wenn er sich unbeobachtet glaubte, gierig nach der Babyflasche, trank sie in einem Zug leer und strahlte – für kurze Zeit.

Obwohl Krieg war, es Lebensmittelkarten gab und Mangel herrschte, hat es uns in Wustrow dank der organisatorischen Fähigkeiten meiner Mutter selten an etwas gefehlt. Wir weckten ein, was im Garten heranreifte, außerdem konnte man Obst und Gemüse bei den Nachbarn erwerben. Unsere Versorgung wurde schlagartig schlechter, als Mutter mit meiner Schwester Marianne und mir für mehr als vier Monate, von Juli bis Dezember 1943, zu meinem Vater zog. Nach einem Einsatz in einer Minensuchflottille vor der dänischen Ostküste war er nach Adlershorst bei Gdingen, dem damaligen Gotenhafen, an die Navigationsschule versetzt worden, wo er Mathematik und Nautik unterrichtete. Offensichtlich versuchte Mutter, den Lebensstandard von Wustrow zu halten, versagte dabei aber unter den Bedingungen im besetzten Polen. In Briefen an ihre Schwester Gerda bat sie um die Nachsendung eines Kochers sowie von Röcken und Blusen, und sie ließ in Paketen und Kisten per Post und Bahn auch Eingewecktes nachkommen: Marmelade, Äpfel, Saft, Rübchen, Weintrauben (von der Hauswand unseres Großvaters Warremann in Brinckmansdorf), sogar Tomaten, die – so führte sie Klage in einem Brief – ihren Bestimmungsort leider zum Teil eingedrückt erreichten.



Ostern 1943 sind meine Mutter, meine Schwester Marianne und ich zu einem kurzen Besuch bei meinem Vater in Adlershorst bei Gdingen (damals Gotenhafen) im besetzten Polen. Im Herbst verbrachten wir sogar einige Monate in seiner kleinen Dienstwohnung. Der kleine Junge fühlte sich nicht wohl. Was taten wir hier? Es war wohl die Fremdheit, die ihn verunsicherte.

Nur einmal, am 10. Oktober 1943, berichtete Mutter ihrer Schwester von einem »ganz hübschen Tagsangriff« auf Gotenhafen, bei dem »das Krankenhaus vernichtet worden ist und ein Lazarettsschiff. Außerdem hat ein Splittergraben mit vielen Kindern aus dem Krankenhaus einen Volltreffer bekommen«. Adlershorst blieb zwar verschont, »die Aufregung war allerdings auch hier groß, als wir die Unzahl von Flugzeugen sahen, es waren wohl mehr als zweihundert. So was habe ich noch nicht gesehen.« Kein Wort der Angst, kein Wort des Mitleids mit den Verwundeten und den Angehörigen der Toten, kein Wort der Besorgnis über die Kriegereignisse. Dabei befand sich die Wehrmacht nach der schweren Niederlage bei Stalingrad und der misslungenen Offensive bei Kursk im Osten bereits in der Defensive. Die Front verschob sich seit Frühsommer 1943 unaufhaltsam nach Westen.

Mein Vater dürfte darüber gut informiert gewesen sein. Außerdem bangte Tante Gerda um ihren Mann, der als Marinepfarrer nach Memel eingezogen worden war. Mit dem Wissen von heute erscheint befremdlich, wie weit meine Mutter in Sorge um das tägliche Wohlergehen der Familie das große Geschehen ausblendete und verdrängte, wie sie abwertende Worte fand über »die Polacken«, an die man sich erst gewöhnen müsse, und darüber, dass sie »so was von Stehlen wie hier« noch nicht erlebt habe, die bedrohliche Kriegslage hingegen hartnäckig ignorierte. Vermutlich suchte sie so ihren Glauben an den Endsieg der Deutschen aufrechtzuerhalten.

An den Fliegerangriff kann ich mich nicht erinnern, aber in meinem Gedächtnis hat sich ein Schatten über den ganzen Aufenthalt gelegt. Auch Adlershorst lag an der Ostsee, auch dort gab es einen breiten Strand und eine Steilküste wie in Wustrow. Doch ich empfand den Ort als fremd, unsicher, kalt. In der kleinen Dienstwohnung fühlte ich mich beengt, die kahlen, mehrstöckigen Häuser ängstigten mich, ich vermisste die großen Lindenbäume in Wustrows Straßen. Alles war zu unübersichtlich. Vor allem die Parade, zu der mich meine Mutter in Sonntagskleidung führte, um mich Stolz auf meinen Vater zu lehren. Die Marine marschierte, Mutter hob mich hoch, damit ich besser sehen konnte. Immer wieder wies sie vom Straßenrand mit dem Zeigefinger in den Zug: »Siehst du ihn nicht? Da ist er doch!« Der kleine Junge sah in die Reihen, sah uniformierte Männer im Gleichschritt paradien: ein schönes, ein beeindruckendes, ein überwältigendes Bild. Aber ein Marinesoldat sah aus wie der andere. Wie hätte der Dreijährige in dem unüberschaubaren, schier endlosen Zug, der forschen Schritts unter lautem Trommelwirbel vorbeizog, ein einzelnes Gesicht fixieren sollen? Der Vater existierte nicht in der Masse.

Zurück in Wustrow hörte ich im Reichsrundfunk häufig die Sendung »Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt«, nicht gerade eine Kindersendung. Eine sehr markante Fanfarenmusik leitete die Meldungen über die Siege ein – und der kleine Junge wollte siegen mit seinen zwei Panzern aus Holz. Einer war

grün-bräunlich mit Tarnfarben bemalt, der andere anthrazitgrau und glich den englischen Tanks aus dem Ersten Weltkrieg. Mit großer Ausdauer führte er sie um die Sessel in dem kleinen Wohnzimmer herum. Er sei fortwährend unterwegs gewesen, erzählte die Mutter später, um in El Alamein und sonst wo auf der Welt seinen Vater aus der Hand übermächtiger Feinde zu befreien. Offenbar glaubte der kleine Junge seinen Vater in Gdingen in Gefahr.

Weihnachten 1944 bestand ich meinen ersten öffentlichen Auftritt auf einer wahrscheinlich von der nationalsozialistischen Frauenschaft veranstalteten Weihnachtsfeier. Ich vermochte ein ganzes Weihnachtsgedicht aufzusagen, ohne mich zu verhaspeln und ohne zu stocken: »Von drauß, vom Walde komm ich her ...« Der Weihnachtsmann war so gerührt, dass er versprach, nach der Feier noch bei mir zu Hause vorbeizukommen und mir ein spezielles Geschenk zu übergeben. Er hielt sein Versprechen: Ich bekam einen weiteren Panzer aus Holz.

Wustrow blieb vom Krieg verschont. Zwei Bomben fielen auf die Wiesen vor dem Ort, ohne irgendwelchen Schaden anzurichten. Rostock hingegen wurde bereits Ende April 1942 zu sechzig Prozent durch Bombenangriffe der Royal Air Force zerstört. In den vier Nächten zwischen dem 23. und dem 27. April legten jeweils über hundert Flugzeuge die historische Altstadt in Schutt und Asche, Brände fraßen Sankt Nikolai und die Petrikerche auf. Die Erwachsenen standen in Wustrow auf dem Deich und blickten bang über das Wasser nach Westen, wo der Rauch aufstieg; viele hatten Verwandte in Rostock, meine Mutter sorgte sich um ihre Eltern. Bei entsprechendem Westwind trieb es die Asche bis in die Gärten von Wustrow. Der Krieg hatte Mecklenburg gefunden.

Einmal, so meine einzige wirkliche Kriegserinnerung, waren wir bei den Großeltern Warremann in Rostock zu Besuch. Wir saßen miteinander im Keller des Hauses, von fern hörte ich Sirenen, die Bedrohung konnte ich nicht ermessen, aber ich spürte die Angst der Erwachsenen, die sich auf mich übertrug.

Insgesamt kamen die Großeltern im Krieg glimpflich davon. Bomben, die im Rostocker Vorort Brinckmansdorf nieder gingen,